



SCHICKSALS- MOMENTE DER VERÄNDERUNG

EIN INTERVIEW MIT STELLA DEETJEN

Als Stella Deetjen Indien touristisch bereist, ist sie Anfang 20 und eigentlich auf dem Weg in eine vielversprechende Karriere als Fotografin in Europa. Alles scheint vorgezeichnet. Bei einem Massenevent prophezeit ihr SH Dalai Lama dagegen überraschend einen besonderen Weg der Liebe, der ihr Leben kennzeichnen würde - was in ihr zunächst nur die Assoziation einer möglichen bevorstehenden Romanze auslöst, doch es sollte anders kommen. In einem Moment physischen Elends, einer unvermeidlichen Durchfall-Erkrankung in Varanasi, spricht sie ein älterer Lepra-Kranker an, ob sie Hilfe brauche, dabei ist er selbst in erbarmungswürdigem Zustand. Gerührt von dem Mitgefühl, das dieser Mensch ihr im fremden Gewirr der Stadt entgegenbrachte, möchte sie sich bedanken, und so beginnt die Geschichte einer unfassbaren Transformation. Die junge Touristin ergreift daraufhin immer wieder wie eine moderne Goldmarie Momente des Schicksals und entscheidet sich gegen alle Konventionen, nicht untätig zu bleiben. Großer Mut und ein unbestechliches Gewissen führen zum Einsatz für die Schutzlosen und Schwächsten gegen große Widerstände. Das sind die Anfänge der Hilfsorganisation Back-to-Life e.V., der unzählige Menschen eine positive Wendung ihres Lebens verdanken. Heute leistet der Verein unter ihrer Leitung nachhaltige Hilfe zur Selbsthilfe insbesondere für die Situation der Frauen in Nepal.

Kulturschock Indien; deine unglaubliche Story beginnt in einem Moment des Mitgefühls. Jemand, der eigentlich selbst in einer Situation steckt, die betroffen macht, erwies Dir aufrichtiges Mitgefühl. Und dein Moment der Anerkennung dieses besonderen Umstands hat dann im Weiteren das Leben vieler Menschen verändert ... erzähle bitte, wie es dazu kam.

STELLA: Garantiert der Ärmste der Armen! Ganz am Anfang wusste ich nicht, was ich tun kann. Lepra war für mich eine Krankheit mit vielen Fragezeichen. Damals konnte ich auch nicht googeln, was sie tatsächlich bedeutet. Man kannte sie aus der Bibel, Filmen wie Ben Hur etc. Aber da wird nicht beschrieben, was Lepra ist; die Menschen werden ausgegrenzt, sind unberührt

bar. Als mir Musafir seine Hilfe anbot, ging ich am nächsten Tag zu ihm, um mich zu bedanken. Ich hatte ein paar Geschenke dabei, ich wollte ihn nicht mit Geld brüskieren und wieder zum Bettler machen. Ein junger Lepra-kranker Mann stand daneben, der ein paar Brocken Englisch konnte, und so redeten wir. Ich wollte wissen, wie der alte Mann heißt. Und Musafir sagte: „Mein Kind, seit 40 Jahren will niemand mehr meinen Namen wissen, warum fragst nun ausgerechnet Du danach?“ Da dachte ich, das Wichtigste, was ich diesen Menschen geben kann, ist Freundlichkeit, Mitgefühl, Lachen. Der junge Mann zog einen schmutzigen Beutel heraus, ich sollte bitte die Papierrolle darin hervorholen. Ich faltete sie auseinander und sie entpuppte sich als farbenfrohe, wunderschöne naive Zeichnungen. Und er hatte ja keinen einzigen Finger mehr! Er sagte mir, er würde so gerne weiterzeichnen, habe aber kein Blatt und keine Stifte. Ich sagte: „Das kann ich besorgen!“ Und so verabredeten wir uns für den nächsten Tag und trafen uns dann täglich nachmittags und zeichneten zusammen. Und während wir zusammensaßen, kamen die ganzen anderen Lepra-Kranken. Einer wollte den Stift spitzen, ein anderer reichte Tee, jeder wollte dabei sein. So verbrachte ich mit ihnen einen Monat und hatte noch gar nicht vor, ihnen zu helfen oder ein Projekt zu starten. Ich wollte ihnen nur die Zeit geben, die ich gerade hatte für den Rest des Visums. Und so lernte ich sie besser kennen. Sie nannten mich Schwester, sich selbst Großvater, Bruder oder Großmutter. Die Straßenkinder zeigten mir dann, wo sie geboren wurden, aufwachsen, dass sie nicht zur Schule gehen können, weil sie betteln und arbeiten müssen, weil sie sonst nichts zu essen haben. Und dann eines Tages kam die Polizei und hat alle Lepra-Männer eingesammelt. Es herrschte ein Riesen-Tohuwabohu, wer konnte, rannte weg; die Kinder schrien, ein Kind nahm mich an die Hand und führte mich auf die Straße. Dort stand ein Lastwagen, von Polizisten umringt. Die Ladeluke stand noch offen, ich schaute hinein, und da waren meine Leprakranken drin! Nur Männer, auch Musafir, und er schaute mir in die Augen, und ich sah Todesangst. Ich fragte die Polizei: „Was macht ihr hier?“ Antwort: „Betteln ist illegal, die gehen ins Gefängnis.“ Dieser Sarkasmus empörte mich zutiefst, aber ich wusste, ich brauchte mit denen nicht zu diskutieren. Die üben bloß Befehle aus. Der Motor ging an, die Frauen kletterten sich an den Laster, und die Polizisten schlugen sie weg mit ihren Bambusstöcken. Und ich hatte eine Sekunde Zeit zu überlegen, was ich nun tun könnte. Da ich sie wirklich vorher Bruder genannt hatte – und ich hatte einen Bruder –: Würde dem das jetzt passieren, ich würde ihn nicht fahren lassen. Ich bin mit aufgesprungen auf den Lastwagen, habe mich sozusagen mitverhaftet lassen – und da begann mein Projekt, ohne dass ich es bereits wusste. Das einzige, was sie noch hatten, war ihre Freiheit. In die Gesellschaft würden sie nie mehr hineinrutschen, nur ihre Freiheit blieb ihnen noch. Ich versprach ihnen, ich würde das Land nicht verlassen, bevor sie nicht wieder frei wären. Wie groß diese Aufgabe dann war, konnte ich in diesem Moment nicht erahnen! Ich durfte das Gefängnis abends verlassen, und bekam so mehr mit. Die Wunden der Kranken eiterten, und ich begann, sie zu verbinden, frische Bandagen zu bringen. Ich sorg-



te für Essen; sie waren einfach im offenen Hof untergebracht, denn die anderen Gefangenen weigerten sich verständlicherweise, mit den Lepra-Kranken die Zellen zu teilen. Ich habe alle Kliniken der Stadt geputzt, mich beim Bürgermeister zwei Wochen hingesetzt, bis er mich empfing; beim obersten Polizeichef und dessen Stellvertreter sprach ich vor, beim Richter. Ich nahm mir dann einen Anwalt, denn ich dachte, die müssen doch Rechte haben! Die haben sich natürlich alle über mich totgelacht. Das hat alles nichts gebracht – mein Geld haben sie natürlich gerne genommen. Die Zeit ging ins Land, ich hätte längst meinen Studienplatz in Italien antreten müssen. Ich war eigentlich brennend scharf auf die Ausbildung zur Fotografin, hatte mich in einer WG eingemietet, der Kurs lief schon und ich flehte: „Ich komme noch, haltet alles für mich frei, bitte! Ich habe noch etwas sehr Wichtiges hier zu tun!“ Nach dem fünften Anruf waren sie dazu nicht mehr bereit; ich ließ es fahren und dachte, ich könne später wieder anknüpfen. Verliere ich eben ein Jahr. Die Bettler kamen frei, als mich dort ein Journalist interviewt hatte. Ich dachte, es gäbe eine kleine Randnotiz in der lokalen Presse, aber dieser Artikel ging durch ganz Indien. In Kalkutta, Delhi, Mumbai, überall wurde er publiziert, und da wurde der Druck auf den Magistrat wohl zu groß. Offiziell hatte der Magistrat erklärt, sie würden ihre Maßnahme als soziales Wohlfahrtsprogramm sehen, die hätten schließlich jetzt ein Dach über dem Kopf, was lächerlich war. Ich hatte mit der Zeit gemerkt, dass sie alle Familien hatten, und das erbettelte Geld zum großen Teil an diese in den Dörfern ging, damit die Frauen mit den Kindern, die nicht von Lepra betroffen waren, etwas zum Leben hatten. Es war sehr schmerzhaft, diese Lebensrealitäten kennenzulernen. Egal, wie schrecklich die Lepra-Kranken aussehen – und ich habe am Anfang natürlich oft geschluckt – ich habe auch mit ihnen herzlich gelacht, mehr als mit meinen westlichen Freunden, denn das Lachen der Lepra-Kranken ist wie eine Sonne, die aufgeht.

Und aus diesem Jahr sind also mittlerweile zwanzig geworden... Wie ging es weiter? Hast Du dann die Entscheidung gefällt: da muss noch mehr geben?

STELLA: Der nächste Knackpunkt war, als sie aus dem Gefängnis entlassen wurden. Wir verabredeten uns in einer Lepra-Kolonie. Ich wollte Abschied nehmen, dachte: jetzt fahre ich endlich zurück! Ich war krank und Indien zehrt allgemein an den Kräften. Aber am selben Tag, als sie entlassen wurden, traf ich eine Schweizer Ärztin, eine Touristin, und die sagte mir: „Lepra

ist heilbar.“ Ich fasste es nicht, denn ich hatte vorher natürlich im Krankenhaus nachgefragt. Ich war mit Kranken dort gewesen, aber wir wurden hochkant rausgeworfen. „Unsere Ärzte sind viel zu gut für das Lumpenpack!“ Und sie haben nichts auf meine Frage, was ich denn tun könne, geantwortet, mich nicht informiert. Und endlich konnte ich dieser Frau alle meine Fragen stellen, wie ansteckend Lepra ist, was nötig ist usw. Damals dauerte die Therapie noch zwei Jahre, die Medikamente sind nicht einmal sonderlich teuer. Sie empfahl mir, die WHO anzuschreiben. Sie gab mir 100 Dollar und sagte: „Fang doch an!“ Und ich sagte noch: „Das schaffe ich nicht! Das traue ich mir nicht zu!“ Sie meinte dann: „Du musst keine Ärztin sein, du darfst dich nur nicht zu sehr vor den Wunden ekeln, damit Du die Verbände wechseln kannst, und dann gibst Du einmal am Tag die Tabletten aus.“ Und ich ging dann mit diesen hundert Dollar wie mit einem Backstein in meiner Tasche zu den Lepra-Kranken, legte den Schein in die Mitte und sagte: „Ich fahre jetzt zurück in mein Land.“ Und dann hielten sie mich fest und sagten: „Geh nicht, du bist doch unsere Schwester, wir brauchen doch Häuser, eine Zukunft und Hilfe...“ und ein Mann sagte: „Wir möchten doch einfach nur unser Leben zurückhaben!“ Und das berührte mich wieder so tief. Ich dachte: „Ich gehe jetzt einfach wieder in mein bequemes Leben zurück, aber eigentlich... was sind schon ein, zwei Jahre, die habe ich doch! Ich bin jung; alles, wovon ich träume, kann ich noch später machen.“ Und so entschied ich mich wieder innerhalb einer Sekunde: „Ich probiere das jetzt doch. Habe ja hundert Dollar...“ Glücklicherweise war ich noch so jung und – ich würde mich jetzt nicht naiv nennen. Es war mir klar, dass da noch sehr viel mehr Geld besorgt werden musste. Was dann geschah: es kamen viele Freiwillige auf mich zu, Touristen, die länger in Indien unterwegs waren. Sie sahen mich Bandagen wickeln auf der Straße, und so konnte ich eine Gruppe

bilden, und wir boten dreimal die Woche in unserer „Straßenklinik“ Wundbehandlungen an. Am Anfang leisteten wir alles selbst, so gut es eben ging, kauften Medikamente, Wundsalben, und ich kochte selbst Hustensaft. Dann begann ich Briefe nach Deutschland zu schreiben, an meine Freunde: „Geht nicht in die Kneipe heute, ich brauche das Geld...“ Lepra-Therapie kostete 2 Euro im Monat, die Gesamtheilung ca. 56 Euro, nichts also. Mein Bruder, er stand kurz vor seinem Jura-Examen, sagte dann: „Entzückend, deine handgeschriebenen Briefe, aber damit wirst du die zwei Jahre nicht überstehen können.“ Er gründete kurzerhand hier den Verein, um meiner Arbeit ein Fundament zu geben, damit alles seine Ordnung hat, Transparenz vor dem Finanzamt herrscht usw. Meine Eltern hatten Angst um mich und schickten ihn irgendwann einmal, um mich zurück zu holen, aber er war dann so berührt von allem, dass er sagte: „Im Gegenteil, ich helfe ihr jetzt! Es ist gut, was sie macht, doch sie braucht Rückendeckung.“ Und dann hat meine Mutter sich auch vor mich gestellt, mir Termine hier in Deutschland organisiert, wenn ich kam. Sprich: alle, die meine Mutter kannte, mussten mir zuhören, Kirche, Literatenzirkel... Es fing ganz klein an, und ich fragte mich: wen interessiert hier im reichen Bad Homburg, was ich über Lepra zu erzählen habe? Da liegen Welten dazwischen. Aber ich bin ein sehr erfolgreiches Eichhörnchen. Über die Jahre entwickelte es sich und mittlerweile klopfen die Leute bei uns an. Ich ging dann früher hier ins Altenheim arbeiten, musste mich ja auch selbst finanzieren, denn wir hatten die ersten zwölf Jahre keinen Cent zu viel. Ich hatte lange keine Krankenversicherung und wusste immer deutlicher: das ist gefährlich, wenn ich unter diesen Bedingungen in Indien lebe und arbeite. Keine Sozialromantik. Und so arbeitete ich drei Monate lang viele Doppelschichten, legte alles zurück und flog dann immer wieder nach Indien für die nächsten anderthalb Jahre.



Wie hast Du Durststrecken überstanden? Was hat dich motiviert, angesichts des nicht austrocknen wollenden Ozeans des Leids weiterzumachen, durchzuhalten, auch wenn Du an deine Grenzen kamst? Viele halten das nicht durch über lange Zeit...

STELLA: Mit Leid kann ich umgehen. Back-to-Life e. V. ist ordentlich gewachsen und ich denke, wir haben mittlerweile den Schlüssel gegen die Armut: Sie zu beseitigen, das kann man schaffen; durch Bildung, medizinische Versorgung, Vorsorge. Unter dem sichtbaren Leid litt ich eigentlich nicht. Es war mehr die indische Gesellschaft, die Angriffe gegen mich als Frau; man fand es nicht gut, mit wem ich mich abgab, drohte mir. Ich würde keinen Tee mehr erhalten hier, dürfte das und das Restaurant nicht mehr betreten etc. So erfuhr ich die Ausgrenzung am eigenen Leib. Ich wurde „Hure“ genannt, sowas, zwanzigmal am Tag.

Was glaubst Du, warum ist das so?

STELLA: Einerseits schämten sie sich tief drinnen doch für die Zustände und die Ignoranz, sie wissen, das geht gegen jede Würde, gegen das Leben. Schon mit der Einnahme der ersten Tablette ist ein Lepra-Kranker nicht mehr ansteckend, sie könnten ganz einfach mit ihren Familien leben, im Dorf-Verbund bleiben, wenn das Stigma nicht wäre. Mein rein persönlicher Glaube ist, dass Lepra eine Funktion erfüllt, innerhalb der Hierarchien der indischen Gesellschaft. Es gibt so viele arme Menschen, die in den Slums und schlimmen Verhältnissen leben, aber die haben wenigstens noch einen, auf den sie heruntergucken können: den Lepra-Kranken. Am Anfang dachte ich: „Dann rotte ich die Lepra aus!“ Aber mit keinem Geld der Welt würde mir das gelingen, denn dagegen steht ein Verharren der Gesellschaft in alten Strukturen, so übel die auch sein mögen. Für mich waren das Schlimmste diese bestimmten Männer; die permanenten Angriffe und Herabsetzungen bis hin zu massiven Übergriffen und Vergewaltigungsversuchen. Ich habe alles versucht, mich der Kultur anzupassen, alle sittlichen Verhaltensmaßnahmen befolgt, in den Tempeln die Glöckchen geläutet, mich indisch gekleidet, konnte die Sprache. Nichts half. Ich habe mir dann einen großen schwarzen Hund angeschafft, sonst hätte ich Indien ganz sicher nicht überlebt. Ich dachte, wenn ich jetzt aufgabe, gewinnen wieder die, die für das ganze Leid und Elend verantwortlich sind. Ich hatte eine strangulierte Ratte an der Tür als Warnhinweis und anderes. Deshalb habe ich mir auch die Dreadlocks gemacht, statt meines beliebten „golden hair“, denn die mögen Männer nicht. Damit können sie nichts anfangen.

Was habe die Erfahrungen mit dir gemacht? Was hast Du für dein Leben als Erkenntnis aus all dem gewonnen? Was hat sich an Dir und an deinem Selbstbild verändert?

STELLA: Oft sagt man mir: „Sie haben sich da so aufgeopfert!“ Aber ich sage: Ich habe auch sehr viel bekommen! Ich durfte so viel über das Leben lernen, wie in der Einfachheit große Schönheit liegt. Es ist nicht so schlimm, wenn man arm ist, man kann trotzdem sehr glücklich sein. Die wichtigsten Sachen im Leben kann man sich gar nicht kaufen.

Alte Binsenweisheit...

STELLA: Ich bin nicht der totale Hippie, aber es sind die Dinge, die man selbst gestaltet, die Glück verschaffen und das Leben schön machen. Ach, es sind im Prinzip die Gedanken, die man hat! Die sind es, und die sind ja frei, man kann sie sich selbst aussuchen. Das habe ich gelernt.

Kommen wir zum Netzwerk. Du bist natürlich eine eindrucksvolle Erscheinung, die hervorragend geeignet ist, Projektionsfläche zu sein für die Arbeit der Organisation Back-to-Life e.V., aber tatsächlich geht es ja nie im Leben ohne die Mitstreiter im Hintergrund. Erzähle doch bitte etwas darüber. Wurdest Du von anderen eher ermutigt oder ausgebremst?

STELLA: Also für die Hälfte der Leute war ich vollkommen verrückt. Aber mein Bruder war mein großer Anker. Auch wenn er ein völlig anderes Leben führte, gerade als Anwalt. Bei ihm konnte ich meine Seele ausschütten, immer wenn es mir nicht so gut ging – als ich z.B. vergewaltigt wurde. Er konnte mir nicht direkt helfen, weil er weit weg war, aber allein seine Stimme zu hören, war mir Trost. Dass da jemand ist, der Anteil nimmt an meinem Leid. Und natürlich meine Mutter, beide haben mir sehr geholfen. Als mein Sohn geboren wurde, dachten alle, jetzt kommt sie zurück. Als ich sagte, dass ich schwanger sei, fragten sie mich, wann ich denn käme, aber ich hatte ja noch all die Straßenkinder, die ich nicht im Stich lassen konnte, nur weil ich schwanger war. So dachte ich: „Probiere es zumindest!“ und hätte ich gemerkt, es geht gar nicht, wäre ich nach Deutschland gegangen. Es war nicht leicht. Aber er ist ein ganz toller Mensch geworden.

In Indien habt ihr mittlerweile Euer Engagement in die Hände anderer Organisationen übergeben und arbeitet jetzt ausschließlich in Nepal.

STELLA: Indien hat sich wirklich gewandelt. Mein Varanasi, wie ich es vor zwanzig Jahren kennen lernte, gibt es so gar nicht mehr, es gibt Shopping Malls, die Straßen sind mit Autos zugetackert, es ist eine moderne Stadt geworden, was ich nicht gedacht hätte. Der Staat bietet inzwischen ein bisschen mehr Angebote für die Leute an. Lepra-Kranke erhalten eine kleine Pension; junge Frauen, die sich zusammenschließen, erhalten Förderung für ihre wirtschaftliche Tätigkeit, auch wenn die bürokratischen Hürden genommen werden müssen. In Nepal leben über 129 verschiedene Ethnien halbwegs friedlich nebeneinander. Die Armut ist in Nepal größer, gerade in den Bergen, aber ich kam in ein Land, in dem ich nicht ständig fürchten muss, dass mir etwas passiert. An Anfang liefen beide Projekte parallel, bis die Kinder in Indien alt genug waren, damit wir das Projekt abschließen konnten. Wir bezahlen noch Gelder an eine andere Organisation, bis unsere letzten Schüler ihre Ausbildung beendet haben. Man muss sich auch davor hüten, eine gewisse „Versorgungsmentalität“ zu züchten, wo Menschen sich treiben lassen und selbst nichts mehr leisten. In Nepal dagegen erlebe ich die Menschen als sehr handfest zupackend. Sie probieren mit Offenheit Neues aus, lassen sich

auf anderes ein, ein großer Mentalitätsunterschied, der Hilfe zur Selbsthilfe sehr erleichtert. Nepal war meine erste Station vor Indien, und ich musste ja immer wieder zwecks Erneuerung meines Visums nach Nepal reisen, also bestand immer Kontakt. Ich wollte ursprünglich ja eigentlich Tibeter kennenlernen, kannte die Bücher von Alexandra David-Neel, Heinrich Harrer usw. und war neugierig, und ich empfand die politische Situation Tibets als empörend. Also ging ich damals nach Nepal und saß in meinem ersten Flug direkt neben einem Rinpoche, der mich in sein Kloster einlud. Er bestand dann darauf, dass ich den Dalai Lama kennenlernen sollte, stellte mir ein kleines Mönchlein als Begleiter an die Seite, der mich begleiten sollte. So kam ich überhaupt erst nach Indien. Der Dalai Lama gab die Kalacakra-Ermächtigung, ich blieb zwei Wochen und am Ende - und das war wirklich krass - kam der Dalai Lama auf mich zu und sagte: „Für dein Leben, Liebe und Mitgefühl!“ Ein paar Tage später traf ich auf meine Lepra-Kranken. Ich weiß nicht, was er sah.

Indien kann verändern. Du warst aber gar nicht an irgendwelchen religiösen Ideen interessiert?

STELLA: Ich denke, als junger Mensch hoffen wir doch alle, die Welt irgendwie positiv verändern zu können, aber ich glaube nicht an Politik. Da reibt man sich auf und erreicht allenfalls faule Kompromisse. Ich denke jetzt: Liebe kann die Welt verändern.

Was wäre dein Rat an Menschen, die deinem Beispiel folgen möchten? Die auch etwas tun wollen – auf was sollten die sich einstellen? Welche Fähigkeiten braucht es?

STELLA: Eine Frage, die wir oft hören und gern beantworten. Wie man eine Organisation aufbaut. Da sind wir gern auskunftsfreudig. Ausdauer... Geduld... man muss schon immer das Glas eher als voll und nicht als leer sehen. Man muss gut improvisieren können, denn die Dinge klappen besonders in Asien nie so, wie man es plant. Es funkt immer etwas dazwischen, das Wetter, die Berge. Wenn sich die Schwierigkeiten wieder einmal türmen, muss man flexibel bleiben. Es

geht um Hilfe zur Selbsthilfe. Wir schenken den Leuten nichts außer Wissen und Starthilfen, wie sie in einem nachhaltigen positiven Kreislauf wirtschaften können. Es gibt leider so viele Programme, die die Leute zu Bettlern machen, die nicht auf Eigenverantwortung ausgelegt sind und nicht zu Ende gedacht. Man muss die Gegebenheiten vor Ort berücksichtigen und sich nicht einfach am Schreibtisch etwas ausdenken, fernab der Realität. Was haben die Menschen vor Ort, was können sie, und wie bekämpft man damit die Ursachen von Missständen? Damit kann man arbeiten.

Wie hat sich deine Betrachtungsweise des Westens geändert?

STELLA: Früher fiel es mir wahnsinnig schwer, aus der Armut wieder in den Westen zu kommen. Ich habe dort nicht wirklich mit den Bettlern auf der Straße gelebt, aber doch teilweise immer mal wieder, und dann hautnah miterlebt, wie das ist, wenn die Ratten kommen, und dich annagen. Wenn Polizisten Frauen und Kinder vergewaltigen und man keinen zu Hilfe rufen kann. Hier ist dann alles so sauber, es funktioniert alles. Heute dagegen freue ich mich auf den Komfort; Waschmaschine, Knopf an, fertig...Die Leute hier leben sehr sicher, sind aber komischerweise sehr unzufrieden. Es herrscht viel mehr Angst als meine armen Leute in den Bergen sie haben. Ich kam nach dem Erdbeben nach Nepal, manche Dörfer waren zu achtzig Prozent zerstört, das Vieh von Trümmern erschlagen, das Saatgut vernichtet, die



Menschen hatten alles verloren. Ich fragte, wie es ihnen geht. Die Antwort lautete: Gut, gut! Wie wohl die Antwort hier lauten würde, und dabei sind die Leute meist versichert. Hier kommen Krankenwagen und Helikopter. Der kleinste Prozentsatz der Welt lebt so grandios wie hier. Ich vermisse hier auch, dass es kaum noch Familien gibt. Wenn die Leute alt werden, hat keiner Zeit für sie. Bei Vorträgen an Schulen sagen mir die Schüler oft: Wenn ich die Schule fertig habe, komme ich zu Dir nach Nepal und helfe! Aber ich sage dann: Du kannst hier anfangen, gehe in Altenheime, in Behindertenheime, halte Menschen die Hand, die es brauchen, und du machst genau dasselbe. Hier herrscht vergleichsweise viel Einsamkeit bei Alt und Jung.

Vielen Dank für das Gespräch!

Zur Person: Stella Deetjen, Jahrgang 1970, Gründerin und Leiterin der Hilfsorganisation Back-to-Life e.V., nahm sich zunächst des Schicksals Lepra-Kranker in Varanasi, Indien, an und arbeitete lange Jahre dort; sie erreichte mit ihren Projekten in drei Gebieten in Nepal über 45000 Menschen, deren Leben sie entscheidend verbesserte, sie baute 27 Schulen, 11 Geburtshäuser und leistet Hilfe zur Selbsthilfe für Menschen durch Mikrokreditschulungen, Stipendien, landwirtschaftliche Trainings, die auch dem Umweltschutz und nachhaltiger Energiegewinnung dienen. Im Februar 2019 erliefte sie für ihre Projekte den Umweltpreis der Firma Yves Rocher. Mehr info unter www.back-to-life.org. Ihr Buch „Unberührbar“ ist im Fischer-Verlag erschienen, und man verschlingt es in einem Atemzug. Es war eine besondere Freude, in der Gegenwart einer solchen strahlenden Person sein zu dürfen.

Spendenkonto: Back-to-Life e.V. | IBAN: DE945008 0000 0729 9990 02 | BIC: DRESDEFFXXX | Commerzbank AG